Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 1 (1921-1922)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sich dazu gebrauchen ließen, im obersten Gerichte dieses vergewaltigten Landes zu sitzen. Wir kennen für schweizerische Juristen ehrenvollere Aufgaben, als unter dem Schutze einer landfremden Soldateska Recht zu sprechen einem Volke, das von ihnen und ihren Schutzherrn nichts wissen will.

Saargebiet und Rheinland gehören zusammen. Frankreich muß diese Gebiete nach den Bestimmungen des Friedensvertrages einmal räumen, wenn Deutschland seinen Verpflichtungen nach Jahr und Tag vollständig, so wie es die Franzosen auffassen, erfüllt hat. Aber soviel ist heute klar: Frankreich wünscht gar nicht, daß Deutschland seinen Verpflichtungen nachkommt. Viel lieber ist Frankreich, daß Deutschland auf unabsehbare Zeiten hin als säumiger Schuldner behandelt werden kann, mit einem Scheine von Recht die französischen Bajonnette am Rheine herrschen dürfen, und daß mit einem Scheine von Recht die Pfänder in der Hand Frankreichs bleiben. Denn nach der klaren und in ihrer Art unzweifelhaft folgerichtigen politischen Auffassung der Franzosen sind diese Pfänder das einzige, was Frankreich aus dem Kriege heimgebracht hat. Solange es diese Pfänder fest in der Hand hält, ist es sicher davor, daß Deutschland sich wiederum politisch zu einer Großmacht emporarbeitet. Z.

Bücher.

Unsere Landessprachen und unsere nationale Einheit.

Im Jahre 1915, als wir Schweizer noch zuversichtlich an ein baldiges Ende des Krieges und an eine dann durch unsere überlegene Schweizerart leicht zu bewerkstelligende Versöhnungsarbeit glaubten, als unsre Zeitungen noch voll waren von der „Mission" der „ältesten Demokratie der Welt", die den Schlüssel zu den schwersten Türen und Toren der Zukunft in der Hand halte und die auf ihrem Boden große Probleme aufs glücklichste gelöst habe, da erschien neben unübersehbar viel anderen ein Vortrag des Basler Mittelschullehrers Dr. August Rüegg über Unsere Landessprachen und unsere nationale Einheit, der heute noch lesenswert ist und es bleiben wird*). Die Schrift soll dieses ihres Wertes wegen hier erwähnt werden. Heute wird alle Welt von wirtschaftlichen Nöten beinahe erdrückt, und aller Idealismus droht unterzugehen. Allein die brennenden Kulturfragen bestehen nach wie vor, und in den gebildeten Schichten darf man sie nicht vergessen; unsere Zukunft hängt hiervon ab, und der Mensch lebt nie vom Brot allein.

August Rüegg ist einer von denen, die mit Klarheit die Fragen zu stellen wissen. Was ihn bewegt, sind zunächst die Aufgaben der höhern Schulen, die Fragen der nationalen Bildung. Von da aus aber überschaut er mit hellem Blick das Feld, und was er 1915 gesagt hat, war gerade damals, zur Zeit der von Falke, Wettstein, Calonder und anderen gepredigten Dreisprachenkultur, verdienstlich, weil wir deutsche Schweizer in Gefahr standen, zu vergessen, was wir sind. Rüegg hatte den Mut, es in Erinnerung zu rufen:

Unsere Landessprachen und Kulturen „scheiden uns von einander eben so stark als sie uns zu benachbarten Nationen hinziehen, weil diese Nachbarn, vermöge

*) Verlag von Helbing und Lichtenhahn in Basel.

ihrer eigenen überragenden Macht und Größe, das Zentrum und Schwergewicht unserer Schweizerkultur in sich enthalten. Diesem außer uns liegenden Zentrum streben wir aus unserm nationalen Rahmen heraus, trotz gelegentlicher peripherischer und zentrifugaler Anwandlungen mit Naturnotwendigkeit immer wieder zu, wie die Planeten nicht von der Sonne lassen können." (S. 61). Von den Versuchen, mit Hilfe der Schule die drei Kulturen jedem zu bildenden Schweizer einzurichtern, urteilt Rüegg überaus hart: „Jawohl, wenn die Aufnahmefähigkeit des Menschen nur nicht so beschränkt wäre . . . Die Erfahrung des ernsten Sprachlehrers führt immer wieder zur Erkenntnis, daß die Beherrschung nur von zwei Sprachen oder Kulturen für 90 Prozent unsrer ganzen Jugend selbst bei den raffiniertesten Unterrichtsmethoden unmöglich ist. Von mehr wollen wir gar nicht reden. Selbst die von vornherein doppelsprachig erzogenen Kinder erwerben aus den equilibristischen Versuchen ihrer Eltern nur eine dauernde Unsicherheit und Wurzellosigkeit in beiden Idiomen, oder sie bedienen sich der einen Sprache ganz mechanisch nur als eines Werkzeuges. Wer nun trotz dieser Erfahrung mehr Stoff in das Unterrichtspensum hineinzwängt, bringt nur sprachliche und begriffliche Indigestionen hervor. Wer sich aber hierüber durch Oberflächlichkeit des Lehrbetriebs hinwegtäuschen will, der baut an einem Gebäude des Scheins und Schwindels . . ." (S. 8/9). Rüegg meint sogar, es fehle uns jedes eigentliche Mittel, um an Hand der objektiven Kulturtat der Schweiz nur gerade Schweizer zu erziehen", weil wir eben keine „einheitliche nationale Kultur" haben (S. 15).

Geradezu ergreifend ist es, wie Rüegg unsere Gespaltenheit wertet: „Wenn wir noch ein gesundes Herz im Leibe haben, müssen wir eigentlich jeden Deutschen, Franzosen und Italiener um das Glück beneiden, aufrichtig für sein eigenes Gut verblendet sein und von seiner alleinseligmachenden Kulturherrlichkeit überzeugt sein zu dürfen. Denn diese Nachbarn können sich doch wenigstens mit ganzem Herzen für etwas ins Zeug werfen, wofür sie einen naiven und freudigen Widerhall bei ihrem Volke finden. Sie dürfen an sich glauben. Wir dagegen müssen immer unsicher, vorsichtig und farblos an unserm Urteil zweifeln und als Skeptiker zu Skeptikern von lauter relativen Werten sprechen. Die starke Beschäftigung mit der modernen Fremdkultur führt uns geradezu soweit, daß wir mit Vermeidung alles Tiefen und Einseitigen, alles sogenannt Beschränkten und Versessenen d. h. Festausgeprägten, das Ideal der Leichfertigkeit und Inkonsequenz hochhalten und dabei selbst verlottern und verflattern." (S. 21/22). Da sind wir weit entfernt von jener unwahren Verhimmlung der schönen, uns über alle Welt erhebenden Kulturdreiheit, an der sich so oft ein höchst unangebrachter Nationalismus emporranken möchte.

Ich betone, daß mit diesen Proben Sinn und Absicht der Schrift Rüeggs nicht erschöpfend wiedergegeben sind; sie sollen nur zeigen, auf welch gesunden Grundlagen Rüegg aufbaut und zum Lesen seines tüchtigen Schriftchens anregen.

E. B.

Neue Dichtung.

Der Ahne. Ein Trauerspiel in drei Akten von Meinrad Lienert. (Verlag von H. R. Sauerländer & Co., Aarau).

Ein Trauerspiel von Meinrad Lienert? Wir blättern das für heutige Verhältnisse geradezu luxuriös ausstaffierte Bändchen behutsam, bedachtsam auf. Dramatische Pläne hätte man dem Meister der Mundartlyrik eigentlich nicht zugemutet. Doch man liest sich unvermerkt hinein, Seite um Seite, und die Bedenken schießen ins Kraut. Ort und Zeit der dramatischen Handlung, auch der Rhythmus, auch Stimmung und Sprache des Volkes, das dies Geschehen trägt, alles hält sich zuerst in gefährlicher Nähe des Wilhelm Tell. Und das Ende ist wohl auch ein erschlagener Vogt, eine zertrümmerte Zwingburg? Doch je mehr sich die Spannung ihrem Höhepunkt nähert, um so stärker setzt sich die Eigenart

unseres Schwyzerdichters durch, um so mehr wird klar, worauf es ihm ankam: Die Liebe einer jungen Lowärzerin aus altedlem, aber nun entrechtetem Geschlecht zu dem vom Volk gehaßten und dem Untergang geweihten Burgvogt von Schwanau, dessen mannhafte, ritterliche Art durchaus sympathisch gezeichnet ist, gibt dem Gang der Geschehnisse eine unerwartete Wendung. Wohl zieht das schöne Schwyzermädchen mit ihren Freiern in der Mordnacht zur Burg, die der adelig gesinnte und gemute Vogt vertrauensselig offen hält. Aber wie der junge Geßler der Wut der Landleute erlegen ist, verschmäht sie die Liebe ihres Volksgenossen und sucht den Tod. Der Schädel eines ihrer Ahnen, der von einem Geßler erschlagen worden, bringt von Anfang eine blutdüstere Stimmung in die spannende Szene des letzten Teils. So entwickelt sich aus dem vermeintlichen Volksschauspiel eine Liebestragödie. Die unbändigen Nacht- und Freiersbuben, das leidenschaftlich liebende Bauernkind, sein innerer Widerstreit zwischen Familientreue und dem Zug des jungen Blutes: alles Motive, die dem Dichter, dem Lyriker Lienert Gelegenheit bieten zum Einweben persönlicher, poesiegesättigter Züge; aber eben: dem Lyriker! Denn trotz allem feinen Lokalkolorit, trotz aller Ausgestaltung des Einzelnen, ein vollblütiges Drama ist es doch nicht geworden. Immerhin, das Stück beschäftigt den Leser nachhaltig, und man möchte ihm einige Bühnenwirkung voraussagen. Jedenfalls aber ist es mit seiner edlen Haltung berufen, die dilettantischen Volksstücke auf unsern Dorftheatern zu verdrängen. Die Frage bleibt noch zu wagen und zu erwägen, ob Lienerts Drama nicht an Eigenart gewonnen hätte, wenn er es in der Mundart versucht haben würde?

Der Hochzeitsschmaus und andere Ergötzlichkeiten von Alfred Huggenberger und Hans Witzig. (Verlag von L. Staackmann, Leipzig).

Wer in Huggenbergers Büchern auch nur einigermaßen zu Hause ist, wird nicht erstaunt sein, daß es den Dichter drängte, einmal ganz nur als Humorist vor die Oeffentlichkeit zu treten. Was zeigt er in seinen Dorfgeschichten einen scharfen Blick fürs Komische, was spricht durch ihre Menschengestalten oft eine feine, meisterlich charakterisierende Ironie! Kein bloßes Witzeln und Späßeln, es ist der rechte, echte, leise lächelnde Humor, dieses ganz spärlich sprossende Kräutlein im Literaturgarten.

Huggenberger ist ein genauer Kenner Wilhelm Buschs und sicher auch sein Bruder im Geist. Anders wären ihm die knappen und scharf treffenden Reimpaare unter den dritthalb hundert Momentbildchen dieses Buches nicht so überraschend gelungen. Er darf sich deshalb getrost zu der Absicht bekennen, Buschs Weise fortzusetzen und am Faden eigener Motive, aus denen ihm die ergötzlichsten Situationen nur so hervorpurzeln, einmal ein Buch voll Scherzverse in Buschs Ton aufzureihen. Ja, man würde mit Vergnügen noch reichlicheren „erklärenden" Text zu Witzigs Zeichnungen sich gefallen lassen. Daß Huggenberger einen ebenbürtigen Illustrator entdeckt, hat freilich das Gelingen des Wagnisses mit gesichert. Und wirklich, auch Hans Witzigs kecker, immer das Wesentliche packender und dabei sparsamer Strich ist Buschs Art verblüffend nah gekommen. Wie er mit einem Mindestmaß von Strichführung oft das Bezeichnende, das Komische aus einem Augenblickszustand herausholt, verrät ein erstaunliches Können. So beispielsweise, wenn er mit ein paar wenigen Halmen Hochsommerstimmung in das Bildchen bannt.

Und der „Gehalt"? Wohl, die Fabel ist einfach genug, und die Schlüsselwarte vor den Hallen der Literaturgeschichte werden bedenklich die Stirne runzeln: Man sollte nicht, man dürfte nicht, man könnte nicht! Gott, ja, man sollte noch manches nicht und freut sich dabei doch höchst ungesorgt. Freuen wir uns ganz einfach dieser humorhellen Dichter- und Zeichnerlaune, auch wenn sie auf Buschisch zu uns spricht. Wir bekommen von solcher Art fröhlicher Poesie nicht leicht zu viel, zumal heute nicht. Aber einmal ist keinmal, und deshalb rufen wir den Verfassern dieser „Ergötzlichkeiten" ernstlich zu: Jetzt weiter gebuscht und weiter getuscht!

Hans Böhms Neue Gedichte. (Verlag von Georg D. W. Callwey, München).

Wir Deutschschweizer stehen allem literarischen Import aus Berlin oder Wien leicht kühler und kritischer gegenüber als unsre anderssprachigen Eidgenossen demjenigen aus Paris und Rom. Um so eher haben wir das Recht, uns für ein Buch aus dem Reich zu erwärmen, wenn es so unzweifelhaft wie diese Neuen Gedichte von Hans Böhm eine Bereicherung des deutschen Literaturgutes bedeutet.

Gedichte? Dabei kann mancher eine grämliche Miene schwer unterdrücken und, weiß Gott, mit Recht. Das eigentliche lyrische Talent ist etwas so Seltenes, daß der kaufwillige Leser zu oft enttäuscht werden muß bei der bekannten Ueberproduktion auch auf diesem Schaffensgebiet. Von echter großer Lyrik wird nicht nur jede Strophe, nein, Vers um Vers aus solch wahnwitziger letzter Weltverzweiflung herausgeblutet, wird jedes tiefe Wort mit einem solchen Aufwand an Seelenkraft bezahlt, daß die Massenerzeugung von Versdichtung, wie sie seit den Tagen der Klassiker auf Buch- und Zeitschriftenblättern „verewigt" wird, schon rein physisch eine Unmöglichkeit bedeutet. Auch was die Alten, die Größten uns hinterlassen, ist ja nicht in lächelnder Schöpferlaune hervorgespielt, hervorgesprudelt, sondern mit äußerster Anspannung der innern Kräfte der Alltagsöde des Lebens abgerungen.

Literarhistorische Vergleiche sind in unsern Tagen zu beliebt und zu billig, als daß wir Böhm mit irgendwem in Parallele setzen möchten. Aber wer so schafft und schenkt wie er, darf und muß höchste Maßstäbe fordern. 1906 hat Böhm einen ersten Band Gedichte veröffentlicht, die schon den echten lyrischen Ton aufklingen ließen und von einer geschlossenen Persönlichkeit Zeugnis gaben. Nun, nach anderthalb Jahrzehnten stillen, entsagungsvollen Schaffens und Reifens tritt er mit seinen Neuen Gedichten hervor, die eine schier unübersehbare Fülle von Stimmungen und Gesichten vor uns ausbreiten. So sehr die Raumnot mahnt, mit ein paar Strophen soll er erst selber zum Sprechen kommen.

An mein Schicksal.

Nicht erfüllen! nicht versagen!
Spare meinen späten Tagen
Deine Krone deinen Stern.
Aber mit den hellen Händen
Licht und Hoffnung mir zu spenden
Fahre fort und gib mir gern.

Herrlich war des Tages Morgen.
Sonne noch in Nacht geborgen,
Wie sie roten Dunstes glomm!
Wolkenballen wetterträchtig,
Erste Strahlen mild und mächtig
Und der Aether wurde fromm.
— — — — — — — —
Stille! Heilge Mittagsstille!
Sie ersehnt der reife Wille
Sie erahnt ein leiser Sinn.
Aus dem Taumel, aus den Träumen
Dring ich nun zu ihren Räumen
Dring ich zu mir selber hin.

Und sie kam gleich tiefen Seen.
Ueber ihre Bläue wehen
Weiße Wolken ruhig rein.
Und ich fühle mich entsiegelt
Und ich bin in ihr gespiegelt
Ihr versöhnt mit allem Sein.

Solch klingende Klangwucht, solch sichere Gestaltung innern Erlebens und, vor allem, diese gelassene, aus dunkelsten Tiefen des Daseinsgefühls emportauchende Schicksalsüberschau erlauben das gewichtige Wort: Hier tönt große Kunst!

Es wäre unbillig zu fordern, daß von den etwa zehn Dutzenden dieser Neuen Gedichte nun jedes einzelne dieselbe Größe und Vollendung zeigte. Aber ein hohes Sprachformungskönnen, das scheinbar mühelos hervorbringt, waltet in der ganzen Sammlung als selbstverständlicher Ausweis des Berufenseins. Die Bedeutung des Buches jedoch beruht ja, wie bei aller wahren Kunst, auf innern Vorzügen. Ueber ihm dürfen wir wieder einmal erleben, was Poesie eigentlich ist: Nicht die erklügelte Konstruktion eines ehrgeizigen, Gefühl nur vortäuschenden Willens, sondern die visionäre, von welterlösender Phantasiekraft durchlichtete Schöpfung einer in tiefste Ergriffenheit gebeugten Seele. Da geht unserm Bewußtsein auch die Verwandtschaft alles Künstlerischen mit dem Religiösen wieder auf. Und diese eigentlichste Aufgabe der Kunst: Erhebung zu bringen von des Tages Druck und Dumpfheit, löst dies Buch. Wochen und Wochen kann man mit ihm zusammen leben und weben, ohne daß es sich erschöpfte. Und man ist dabei in vornehmer Gesellschaft. Endlich wieder einmal kein Spezialistentum, kein Experimentieren mit irgend einem -ismus, vielmehr eine Gedichtsammlung von erstaunlicher Vielseitigkeit.

Den Motivbereich der wohl zwölf Zyklen zu umgrenzen würde dem Werk kaum näher führen. Am sichersten, am unmittelbarsten ergreift Böhm als Gestalter tief persönlichen Empfindens. Wie schicksalsmäßig groß sieht und gestaltet er auch das Liebeserleben! Aber auch Naturstimmungen meistert dieser Großstädter zu innigem Lied.

Kastanien.

Zittert nicht, ihr frühlingszarten Aeste
Für die Blättchen, für die frühen Kerzen!
Zittert nicht, denn über euch der Himmel
Blaut in stiller Treue lange noch.

Wie schon in der ersten Sammlung liebt es der Dichter, das Spukhafte, Sprunghafte wirklicher Träume zu fassen. Wie er solche Vorwürfe nun in kurze Zeilen zwingt, ist mit ein Beweis seiner außerordentlichen Anschauungskraft. Unter der stattlichen Schar seiner Balladen, in denen Böhm übrigens wohl nicht sein Bestes gibt, finden sich doch Stücke mit überraschend neuen Zügen (Die ersten Griechen. Der Heldensänger. Der tote König). Die Legenden aus dem biblischen Kreis wird vielleicht mancher zwar edel gestaltet, doch in der Auffassung als der Tradition zu nahe, zu „positiv" empfinden. Bedeutend und eigenartig geschaut aber ist dann wieder das schlechterdings meisterliche Schlußstück „Der jüngste Tag", ein Motiv, mit dem Böhm schon in seiner ersten Sammlung gerungen hat.

Sollte es denn unmöglich sein, daß ausnahmsweise einmal die Mitwelt einem lebenden deutschen Lyriker die Anerkennung zollte, die ihm gebührt, noch ehe er seiner Grube zuschreitet? Wir wünschen es Hans Böhm. Doch mag die zeitgenössische Bildungsschicht auch an diesem seinem zweiten Gedichtbuche wieder vorübergehen, es wird mit seinen schönsten Strophen die große Mehrzahl unsrer heutigen Lyrik überdauern.

Arnold Büchli.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. — Schriftleitung und Verlag: Zürich, Steinhaldenstr. 66, Telephon: Selnau 26.32. — Druck: Buchdruckerei zur Alten Universität, Zürich Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist nur unter Quellenangabe gestattet. Uebersetzungsrechte vorbehalten.